

# Evangelisches Wochenblatt



1715 Postverzeichnis. Dreizehnter Jahrgang. — Preis pro Quartal 50 4. Inf.-Gebühr pro Spaltige Zeile 20 4. Auflage 5200.

N<sup>o</sup> 42.

Neunkirchen, R. B. Trier, den 17. Oktober

1886.

## Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.

Eph. 4, 3.

Einigkeit macht stark. Ohne Einigkeit kann weder ein Haus, noch ein Volk auf die Dauer bestehen. Leider aber gibt es viel Uneinigkeit im Familienleben, im Volksleben, im kirchlichen Leben. Ueberall, wo Uneinigkeit herrscht, beweist die Sünde ihre Macht. Einigkeit ist nur möglich, wo eine gemeinsame Grundlage ist. Zwischen böse und gut gibt es keine Einigkeit. Aber wo irgend ein gemeinsames Trachten nach dem Guten ist, da sollte auch die Einigkeit nicht unmöglich sein. Dies gilt namentlich von der Kirche, dem Hause Gottes.

Ist hier nicht die gemeinsame Grundlage vorhanden: Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Geist, Ein Gott und Vater unser aller? Von diesem Grunde gehen wir ja alle aus, so sollte doch die Einheit des Geistes uns zur Einigkeit bewegen. Diese Einigkeit besteht nicht in sichtbaren Dingen, sondern in unsichtbaren. Wir glauben an sie, weil wir an den heiligen Geist glauben, der die Sünder beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben. An diesem Glauben soll uns nicht irre machen, was wir vor Augen sehen: soviel Zertrennung und Zwiespalt, Uneinigkeit und Streit. Um der Sünde willen sind sie da. Die Schwachheit und Unvollkommenheit der menschlichen Dinge bringt sie hervor. Aber unter dieser Oberfläche von Uneinigkeit und Zwiespalt geht doch ein breiter Strom des Lebens, welcher alle diejenigen einigt und verbindet, die in allen Parteien, Völkern, Sprachen und Zungen den Herrn Jesum lieb haben.

Es gibt eine schreckliche Einigkeit. Denn auch des Satans Reich ist einig, wenn es gegen Gottes Reich den Kampf gilt. Pilatus und Herodes werden Freunde, wo es gilt, Jesum zu verwerfen. Der Geist der Unzufriedenheit, des Hasses und der Bitterkeit ist ansteckend und einigt die Leute, denn gleiche Sünden machen gleiche Brüder. Aber die Einigkeit der Bösen dauert nicht. Es gibt nur Eine Einigkeit, die allen Sturm überdauert, nämlich welche gegründet ist auf den Einen Herrn, den Einen Glauben und die Eine Taufe. Man sagt wohl, es sei gleichgültig, was jemand glaube; das ist aber nicht wahr. Wie du glaubst, so urteilst du, deine Ansichten über Recht und Unrecht, gut und böse

bestimmen sich darnach; und wie du glaubst, so lebst du auch, entweder in dem Wesen dieser Welt, das vergeht, oder im Worte Gottes, das bleibt.

Nur aus dem Glauben kommt die rechte Einigkeit. Wollen wir aber die Einigkeit behalten, so gehört dazu ein christlicher Wandel. Darum verbindet der Apostel mit der Mahnung zur Einigkeit die andere Mahnung: „Wandelt, wie sichs gebührt eurem Beruf, darinnen ihr berufen seid.“ Die Sünde scheidet und reißt ans einander, aber Demut, Sanftmut und Vertragen des Andern in der Liebe schaffen wieder ein Herz und eine Seele. Die Demut stellt der Apostel voran, denn wo Hoffart und Eigendünkel sind, da ist auch Streit und Unfriede. Wir sollen nicht unsere Meinungen und Ansichten für die allein unfehlbaren und berechtigten halten, und andere dazu zwingen wollen. Sind wir doch nur Glieder am Leibe, und was wir sind, das sind die Andern auch. Woher hätten wir denn ein Recht, uns über sie zu erheben und ihnen etwas aufzudrängen?

Zur Demut aber komme die Sanftmut. Das ist ein rechter Christ, ein Friedenskind, das sich nicht zur Hestigkeit und zum Zorne reizen läßt, sich nicht ereifert, noch erbittert, noch viel disputiert, womit ja doch nichts weiter erreicht wird, als daß andere auch desto mehr in Eifer geraten, viel Liebe untergeht und wenig Frucht zu Tage kommt. „Vertraget einer den andern in der Liebe,“ das ist des Christen Hauptregel, und danach soll es allewege gehen. Wie viel hat doch der Herr an uns zu tragen, und was würde aus uns, wenn er je aufhörte, unsere Sünde und Schwachheit zu vergeben? Wie viel Geduld muß der Herr mit uns haben, bis wir unsern letzten Atemzug thun? Kann es ihm gefallen, wenn wir keine Geduld mit unseren Brüdern haben? Wenn du in der Gnade stehst und Christi Geist deinen Geist regiert, so wirst du gar nicht anders können, als in Milde und Geduld die Irrenden tragen, den Fehlenden zurecht helfen. Darum hüte dich, daß du nicht gleich mit strengem Urtheil zufahrest, und jorge durch Wort und Werk und durch dein ganzes Verhalten dafür, daß du ein Friedenskind seist.

Wo das Band des Friedens bewahrt wird, da bleiben alle menschlichen Bande fest; wo es gelockert wird, da fallen sie dahin. Wie sehr thut doch den Familien, wir sehr den Gemeinden dieses Band not, das man nicht mit Gesetzen machen kann, das aber der Herr selber knüpft, indem er die Gewissen anrührt und seinen Gläubigen zuruft: „Folget mir nach!



Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Die Welt ist voll Unruhe, aber in der Liebe und im Frieden ist Ruhe, nach der sich die Herzen sehnen. Wo sind die Kinder des Höchsten, die in der Liebe bleiben, und die Frieden stiften? Wir sind so fleißig, wo es gilt, irdische Güter zu erwerben: ach, daß wir doch auch fleißig wären, jene Verheißung zu ererben, die der Herr den Friedensstiftern gegeben hat: „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen!“ Amen.

### Treu bis in den Tod.

Von M. Titelin.

(Fortsetzung.)

Die Bauern hatten aber doch zu früh gelacht, denn gerade drei Wochen vor Weihnachten, als der erste Schnee die Landwehr bedeckte, fuhr eines Morgens der bekannte Töpferkarren am Steffenshof vor.

Der Bauer stand am Fenster, erblickte ihn zuerst und rief bleich vor Schrecken: „Um alles, da kommt er! Er kommt richtig! da hält er schon! Christel, trag den Franz fort und versteck ihn, bis ich mit dem Peter Abrede halte.“

„Wozu solches?“ sagte die Bäuerin, nahm aber doch das Kind in die Arme und preßte es ans pochende Herz. „Wollen sie ihn, so müssen wir ihn hergeben, wenn uns auch das Herz darüber bricht, wie bei den acht andern.“

Der Peter war indessen ins Zimmer getreten, allein weniger lech als früher, denn das Bewußtsein drückte ihn, sein Wort nicht ganz gehalten zu haben. Auch die Steffensleute waren zurückhaltend; der Gedanke, das Kind hergeben zu müssen, raubte ihnen Sprache und Atem.

„Da bin ich also jetzt!“ keuchte endlich der Händler. „Es ist freilich spät geworden. Was macht der Kleine? Kann ich ihn gleich mitnehmen? Wir wollen bald weiter.“

„So kommt doch erst herein,“ sagte die Bäuerin, „und laßt das Weib absteigen und die andern Kinder, so arg wirds ja nicht pressieren diesmal.“

„Doch, doch,“ sagte der Händler und ging auf Fränzele zu, der ihn aber nicht mehr kannte und jämmerlich schrie.

„Seht ihrs, er geht nicht zu euch; holt doch seine Mutter, die kennt er gewiß noch,“ sagte die Bäuerin.

„Seine Mutter!“ wiederholte der Mann düster. „Ja, wer die holen könnte! Ich wollts ja tausendmal gern thun! aber sie holt niemand mehr, die liegt schon seit dem Frühling im Nördlinger Kirchhof, mitsamt dem Kleinen, der dort in der Kammer geboren ist.“

„Ists möglich!“ rief die Bäuerin erschüttert.

„Ja,“ fuhr der Peter fort, „sie wurde nie mehr ganz recht; sie hat sich damals auf der Crailsheimer Messe zu stark erkältet, und zwei Wochen darauf starb sie und das Kind an einem Tag, als wir eben zum Nördlinger Markt zogen.“

„Armes Weib!“ rief die Bäuerin. „Und die sieben andern Kinder, wo habt ihr die?“

„Die zwei Kleinsten sind dort im Wagen bei meinem Weib; — — ich mußte doch wieder eins haben,“ — sagte der Peter entschuldigend — „das seht

ihr ja wohl ein. Nun's ist keine Grethe, weder zu mir noch zu den Kindern, aber man muß sich in alles schicken. Die drei größten Kinder sind bei ihren alten Bauern im Rieß geblieben, zwei hat die Schwester meiner Grethe genommen und die zwei ganz kleinen will meines Bruders Frau auch noch nehmen, denn das neue Weib ist nichts für Kinder, sie ist zu grob mit ihnen und läßt sie verkommen: vielleicht gehts besser, wenn sie erst eigene hat.“

„Aber was fangt ihr dann mit dem Fränzele an?“ sagte die Bäuerin aufatmend.

„Den besorg ich selbst!“ antwortete Peter entschieden. „Ich hab's meiner Grethe versprochen, wie sie in meinen Armen verschieden ist; der ist ihr Vermächtnis, ihm darf kein Leid geschehen.“

„Wollt ihr ihn nicht noch bei uns lassen? er taugt nicht für euer Leben,“ sagte nun der Bauer, der erstickt wäre, wenn er nicht auch etwas hätte sagen dürfen.

„Da lassen? Bei euch? Ich muß ihn doch erst sehen. Da komm her, mein Bobbele!“ sagte der Händler, ging auf das Kind zu und wollte es aufheben. Der Kleine aber schrie wie besessen, flüchtete sich hinter die Bäuerin und steckte das Köpfschen tief in ihre Rockfalten.

„Der will schon nichts mehr von seinem armen Datto,“ sagte Peter enttäuscht, „er sieht auch schon ganz herrisch aus; es geht ihm — scheint's — nichts ab. — Ja, wenn ihr ihn durchaus haben wollt, ich hab nichts dagegen, es wird sein Bestes sein; nur das vergeßt nicht: Ich bin gekommen und hab ihn holen wollen, daß niemand sagen kann, ich hätte euch mein Kind ins Nest gebracht und mich nimmer danach ungesehen.“

„Das soll niemand behaupten,“ versicherte der Bauer, dem eine Zentnerlast vom Herzen fiel. „Ihr seid gekommen, ihn zu holen, und wir haben den Kleinen aus freien Stücken behalten.“

„Und noch eins,“ sagte Peter, „wenn euch der Franz später zu viel wird, wenn eigene Kinder kommen und er sonst im Wege ist, schickt nur Botschaft an den Schulzen in Nagenheim, der weiß mich immer zu finden, und ich bin nicht der Mann, mein Kind zu verleugnen; ich hab's meiner Seligen in die Hand gelobt und will mein Versprechen aufrecht erhalten.“

„Aber wollt ihr nicht länger einstellen? Der Kleine wird doch vielleicht noch zuthunlicher,“ sagte die Bäuerin, „und das neue Weib habt ihr gar nicht gezeigt.“

„S' ist Dankes wert, aber mit dem Weibe ist kein Staat zu machen, und wir sind pressiert,“ sagte Peter. „Zulezt nichts für ungut, daß ich länger ausblieb, und unser Hergott vergelt euch alle Gutthat an meiner Grethe und an dem Kleinen da. — Ei, willst dem Datto keinen Patsch geben? Siehst ihn vielleicht lang nimmer, wir machen jetzt andere Route. Nicht?“ sagte er weich und wischte mit der Hand über die Augen, dann wandte er sich und verließ die Stube.

Als die Bäuerin das Kind in die Höhe hob, daß ihn sein Vater nochmals sehen könne, fuhr der Karren eben zum Hof hinaus.

### III. Das Gelöbniß.

Der Winter verging vollends ungestört auf dem Steffenshof. Der Franz war ein schönes, gesundes Bublein, und der Bauer hing so an ihm, daß er völlig vergaß, es sei nicht sein eigen Fleisch und Blut. Auch in der Bäuerin Herz hatte die mütterliche Liebe und



Sorge für das fremde Kind die alten Wunden fast geheilt, und es war eine ruhige Befriedigung wie nie zuvor über sie gekommen. Als es aber dem Herrn gefiel, ihr endlich wieder ein eigen Kindlein in die Wiege zu legen, da war es doch ein anderes, viel, viel seligeres Gefühl für das Mutterherz, und ihr Bauer sprach: „Kinder sind eine Gabe des Herrn — gelobt sei sein Name!“

Die Bäuerin hatte den kleinen Franz nicht weniger lieb; im Gegenteil, als das eigene Knäblein heranwuchs und es immer mehr den Anschein bekam, daß sie es behalten dürfe, da war es ihr oft, als müsse sie dem Fränzle dafür danken, als habe ihr Gott um feinetwillen solch süßes Glück beschert, denn sie gedachte der prophetischen Worte seiner verstorbenen Mutter und ihrer Segnungen. In solchen Augenblicken führte sie ihn dann an die Wiege ihres Lieblings, herzte und küßte ihn und ließ ihn ihre volle Mutterliebe genießen. Dann sagte sie ihm auch, wie gut er mit dem kleinen Brüderlein sein und immer für ihn sorgen und über ihm wachen müsse. Das Fränzle schien sie zu verstehen, denn es war unzertrennlich von dem Kleinen, und sie wuchsen zusammen auf als ein Herz und eine Seele. — Vom ersten Frühling an, wo die Buben Pfeifen schneiden, bis in den tiefen Winter, wo Schneeballen und Schneemänner ihre Lust sind, hatte es keiner so gut wie Steffensbauers Johannes, denn sein Franz versorgte ihn mit allem, nahm ihn überall hin mit, stand vor jedem Riß und bewahrte ihn vor jeglicher Gefahr. Dem Franz war nichts zu schwer, kein Habichtnest zu hoch, kein Eichhorn zu flink; wenn sein Kleiner es wünschte, mußte es her, und wehe dem Buben, der etwa beim Viehhüten es sich beikommen ließ, den Johannes zu necken oder zu plagen, der bekam mit Franz zu thun, der dann nicht gelinde fuhr. Dafür hing aber auch der Kleine mit Zärtlichkeit an ihm, folgte ihm wie sein Schatten auf Schritt und Tritt, und wenn er von den Bettern, Basen und Datten — die Eltern selbst machten nie einen Unterschied — zuweilen Extrageschenke an Lebkuchen oder „Zuckerdocken“ bekam, so mußte sein Franz die Hälfte haben, sonst rührte er selbst nichts an.

Die Bäuerin empfand eine eigene Befriedigung über dies brüderliche Verhältnis der beiden Knaben. Sie kannte Franz so stark, so brav, so vernünftig und durchaus zuverlässig, und ihren geistig und leiblich schwächeren Johannes unter seinem Schutz zu wissen, gab ihr ein Gefühl der Sicherheit, wofür sie Gott oft dankte.

Als Hannesle zur Schule mußte und das Lernen ihm ungewöhnlich viel Not bereitete, war es Franz allein, der es fertig brachte, ihm seine Sprüche und Lieder einzudrillen, seine Rechnungen aufzuklären und die Federhaltung ihm beizubringen. Der Franz selbst war ein seiner Schüler, der schnell faßte und das Gefasste trenn festhielt. Aber so rasch und lebhaft er für sich war, so geduldig und unermüdet zeigte er sich, wo es galt, dem langsameren Verständnis seines Johannes etwas beizubringen. Dadurch brachte er es fertig, daß der Kleine keiner der schlechtesten Schüler war und überall mit fortkommen konnte. (Fortsetzung folgt.)

### Briefe aus dem Odenwald.

Lindensfels, 16. August 1886.

Verehrter Freund!

Als wir einst, ein kleiner evang. Bekanntenkreis, in Oberdorf im bayerischen Allgäu waren und gern

auch am Sonntag einen ev. Gottesdienst gehabt hätten, wenn wir auch wohl einmal den kath. Gottesdienst besuchten und aus der Predigt dort etwas mit nach Hause nahmen, war der gerade anwesende, nun bereits seit Jahren heimgegangene Pastor Dr. Ahlfeld aus Leipzig so freundlich, uns einen solchen mit Gesang, Gebet und Schriftauslegung auf seinem Zimmer zu bieten. Hier in Lindensfels ist Sonntags ein solcher Weg der Erbauung nicht nötig, denn die Predigt des ev. Ortspfarrers bietet eine tief in die Schrift einführende und auf das Leben eingehende biblische Kost, an der neben dem schlichten empfänglichen Landmann auch der mehr verlangende Kurgast aus der Ferne sich genügen lassen kann. Aber es war doch nicht minder freundlich und dankbar aufzunehmen, daß der gegenwärtig hier sein Sommerheim bewohnende Gen.-Sup. der Rheinprovinz Herr Dr. Baur Freunden und Fremden gern gestattete, an seiner täglich in den Morgenstunden stattfindenden Hausandacht teilzunehmen.

Da sitze ich nun in einem stillen Winkel der Burgruine und schreibe einiges aus der heutigen Morgenandacht nieder. Ob ich es darf, d. h. es Ihnen auch für andere mitteilen? Gewiß wird es der verehrte Hausvater ungefragt stillschweigend gestatten, oder, wenn er es zu Gesicht bekommen sollte, freundlich entschuldigen. Verantwortlich ist er ja nicht dafür, denn ich schreibe ja nicht wie jenes empfängliche Fräulein hinter seinem Rücken sitzend, wenn auch mit seinem Wissen, seine Rede nach, gebe mich vielmehr dem Eindrucke seiner Worte hin, daß auch etwa dadurch angeregte eigene Gedanken hinzukommen. Im Bad Boll wurden seit langem die Morgenandachten des Pastor Chr. Blumhardt für die Freunde des Hauses gedruckt und dieses Bindeglied wird auch unter dem Nachfolger, dem Herrn Pfr. Chr. Blumhardt Sohn, zum Segen vieler fortgesetzt. Ähnliches geschah und geschieht auch anderwärts, z. B. bei Pfr. Wenger in Heinrichsbad. So darf ich auch wohl hier, was mir geblieben, zu Papier bringen. Der Lehrtext der Brüdergemeinde des heutigen Tages steht Joh. 4, 10: „Wenn du erkennetest die Gabe Gottes, und wer der ist, der zu dir sagt: gib mir zu trinken! Du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser.“

Der Herr kommt an den Jakobsbrunnen, müde und durstig, und setzt sich auf den Rand desselben; Er, der seinen Brüdern in allen Dingen gleich geworden, die Sünde ausgenommen, er, der darum auch kennt, was heiß und brennt. Da kommt ein Weib aus dem Flecken, Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: „Gib mir zu trinken!“ Darob verwundert sich das Weib, seine Nationalität sogleich erkennend, und spricht: „Wie bittest Du von mir zu trinken, so du doch ein Jude bist und ich ein samaritanisches Weib?“ Aber er, der gekommen ist für alle Menschen, weil nur durch ihn allein alle gerettet werden können, das von Gott geadelte Geschlecht des alten Bundesvolkes sowohl, wie die von diesem verachteten Samariter, die Frommen sowohl wie die Gottlosen, die Verirrten und Gefallenen; er, der, obwohl müde und durstig, doch gleich seine rettenden Arme nach dem Weibe ausstreckt, setzt dasselbe zunächst in große Verwunderung durch seine Anrede und Bitte. Und dies nicht bloß deshalb, weil sie einen Juden in ihm erkannt, sondern weil im alten Bunde überhaupt, auch im Judentum, das Weib eine tief gedrückte Stellung einnahm. Wir haben ja auch schon



im alten Testamente herrliche Frauen und schöne Beispiele von edlen Familienverhältnissen, aber die Rabbiner hatten mit ihren Sätzen und ihrer Verkehrt-heit auch dieses Verhältnis verwirrt und die Würde der Frau verunstaltet. So sagen die Rabbiner: Es scheidet sich nicht, auf dem Wege ein Weib anzureden, es ziemt sich selbst für den Ehemann nicht, mit seinem Eheweibe auf der Straße sich zu unterhalten, ja es ist besser, die Worte des Gesetzes verdammen, als sie einem Weibe lehren. Christus ist es auch hier, der das Weib befreit und es in das von Gott ihr bestimmte Recht und als Miterbin des Mannes an der gleichen Gnade eingesetzt hat. Merkwürdig ist es darum auch, daß kein einziges Weib im neuen Testamente sich persönlich gegen den Heiland feindlich stellt; im Gegenteil: das Weib Chusä thut ihm Handreichung von ihrer Gabe, und selbst Porcia, des ungerechten Landpflegers Gattin, warnt diesen, nichts zu schaffen zu haben wider diesen Gerechten.

Der Herr will die Samariterin weiter bringen in ihrem Verständnis und sagt: „Wenn du erkennest die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: gib mir zu trinken! Du batest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser.“ Die Gabe Gottes, die ihr nahe gebracht wird, ist zunächst er selbst. Aber sie bleibt wieder am Außen haften. „Herr,“ erwidert sie, „du hast ja kein Schöpfgefäß, um nur aus dieser Cisterne Regenwasser zu schöpfen, wo wolltest du denn vollends lebendiges Wasser, Quellwasser, hernehmen? Du bist ja doch nicht mehr, als unser Vater Jakob, dem wir diesen Brunnen verdanken!“ Der Herr, der ihren Sinn aufwärts lenken will, auf das Unsichtbare, und ihr Herz und Verlangen für seine Gabe zu gewinnen sucht, fährt deshalb fort: „Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; wer aber das Wasser, das lebendige Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm gebe, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet.“ Das Weib, das in wichtig neckischer Weise sich gern mit ihm ins Gespräch eingelassen hat, geht auf seine Worte ein, aber doch immer noch am Außen haften, wenn sie auch schon etwas weiteres ahnt. „Das wäre mir schon recht,“ meint sie, „wenn ich nicht immer hierher zum Schöpfen kommen müßte, gib mir von dem Wasser, von dem du redest.“ —

Der Herr bricht hier sein erstes Verfahren ab, das allerdings ein vorbereitendes ist, aber bei dem Weibe doch noch nicht zum Ziele führt. Er schlägt einen andern Weg ein und wendet sich unmittelbar an ihr Herz und Gewissen: „Gehe hin, rufe deinen Mann!“ Offen heraus bekennt sie: „Ich habe keinen Mann!“ Darauf geht der Herr ein, hält gleichsam dieses Gewissen fest und spricht: „Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist eigentlich nicht dein Mann — da hast du recht gesagt!“ Dieser Blitz seiner Allwissenheit und seines Erkennens hat bei ihr eingeschlagen und gezündet, nicht zum Verderben, sondern zum Leben. Wer ist doch der Fremdling, vor dessen Augen mein ganzes Leben, mein sündliches Leben so offen und entdeckt da liegt; „Herr, ich sehe,“ ruft sie, „daß du ein Prophet bist!“ Jetzt hat er sie, aber doch noch nicht. Auch uns nützt es nichts zur Rettung, daß der jüdische Rabbi uns als Prophet gilt. Noch einmal springt sie mit ihrem klugen redseligen Sinne ihm von der betre-

tenen Bahn ab und verlegt sich auf müßige Fragen. Unsere menschliche Natur ist von Haus aus unerschöpflich in Kopffragen, die doch meistens müßige Fragen sind, während der Herr immer bemüht ist, die Kopffragen zu Herzensfragen zu machen. „Da du ein Prophet bist, so kannst du mir doch auf die unter Juden und Samaritern streitige Frage antworten, ob man hier auf dem Berge Garizim, wo unsere Väter auch einen Tempel hatten, oder in Jerusalem anbeten soll, das sage mir!“ — „Weib,“ sagt der Herr, „auf den Ort kommts nicht an, sondern die rechten, die wahrhaftigen Anbeter müssen Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten; diese Zeit kommt und ist schon jetzt (steht er doch, das persönliche Reich Gottes, in diesem erhabenen Augenblick vor ihr, wenn auch von ihr noch unerkannt!). Aber noch ist das Weib in ihrer religiösen Unterhaltung nicht in die richtige Bahn gebracht; sie liebt diese Unterhaltung, möchte gern disputieren, vielleicht, oder nach V. 29 zu schließen, gewiß, indem sie den Stachel von V. 16 noch in sich fühlt und demselben entgehen möchte; und so fährt sie denn fort: „Ja, der Messias, auf den auch wir Samariter hoffen, der wird, wenn er kommt, uns das alles sagen.“ Da richtet der Herr den letzten und Hauptpfeil aus dem Köcher seiner suchenden Heilandsliebe auf ihr Herz: „Ich bin es, der mit dir redet!“

Jetzt ist ihr Herz getroffen, besiegt, gewonnen. Sie läßt den Krug stehen, zu dessen Füllung sie gekommen war, hat sie doch tief innerlich schon etwas von dem unnenubar erquickenden „lebendigen“ Wasser gekostet. Der Messias ist gefunden, der Retter der ganzen Menschheit und auch ihr Retter; ihre Rede- und Fragekunst hat er zertrümmert, aber das Herz in Selbsterkenntnis und Buße durch seine Gnade zu beseligen, das ist ihm die Hauptsache, für jedes Herz die Hauptsache, dahin will er jede Seele führen, wie es im Liede heißt: „O, sucht doch den, laßt alles stehn.“ Die herrliche, guadenreiche Geschichte geht ja noch weiter, aber wir wollen heute hier abbrechen und noch einige Punkte aus derselben hervorheben.

(Schluß folgt.)

### Sonntagsarbeit.

Ein langjähriger Bekannter, der ein sehr geschickter Techniker war, hatte mir schon längst einen Besuch versprochen. Ich hatte eine Maschine, an der verschiedenes nicht mehr richtig war. Schriftlich hatte ich ihm davon mitgeteilt, und er hatte versprochen, danach zu sehen, wenn er demnächst in Geschäftsangelegenheiten nach meiner Heimatstadt käme. Da, es war ein schöner Sonntagnachmittag, eben wollte ich mit meiner Familie einen Spaziergang unternehmen, kam ganz unerwartet der Betreffende. Die Freude war eine gegenseitige; als alte Bekannte wünschten wir einander Glück, uns im besten Wohlbefinden nach mehrjähriger Trennung wieder zu sehen. „Ich habe Eile; bin zwar seit heute früh schon hier, wurde jedoch auch an einer Maschine aufgehalten“; mit diesen Worten entledigte er sich seines Rodes, nahm rasch aus dem eleganten Reisekofferchen einige Werkzeuge, betrat mein nebenstehendes Geschäftslokal und machte sich sofort an die fehlerhafte Maschine. Meine Frau verließ das Zimmer, sie sah mich betrübt an, sprach aber kein Wort; ich verstand sie jedoch gut und kam in nicht geringe Ver-



legenheit. Ich hatte mir fest vorgenommen, keine Sonntagsarbeit mehr zu thun, noch in meinem Hause zu dulden; mit diesem aber wurde ich geradezu überrumpelt. Hatte denn ich die Verantwortung? Ja, sagte mein Gewissen, du machst dich fremder Sünden theilhaftig, und kann dir durch die wenn auch noch so gut gerichtete Maschine Freude oder Nutzen erwachsen, wenn du deinem Vorsatz untreu wirst, wo du doch überzeugt bist, daß Sonntagsarbeit keinen Segen bringt? Ich legte dem Manne die Hand auf die Schulter und sagte freundlich, aber fest: „Du hast mich nicht gefragt, ob ich die Maschine jetzt gemacht haben will.“ Er verstand mich nicht und fragte: „Mußt Du ausgehen? ich kann das Geschäft allein besorgen, oder wenn Du etwa meinst, es sei nicht nötig — sieh, das und das ist daran verdorben.“ — „Das weiß ich gut, allein daß Du sie gerade heute, am Sonntage richten willst, das gefällt mir nicht.“ — „Ach so,“ fiel er lachend ein, „an das dachte ich freilich nicht. Doch ich bin ja nur heute hier; es gibt keinen Lärm, wegen der Nachbarschaft, ich versichere Dich.“ — „Es ist nicht das: es steht in der Bibel und ist Gottes Gebot: ‚Du sollst den Sabbat heiligen,‘ und das zu halten habe ich mir fest gelobt.“ — „So?“ sagte er gedehnt, „Du bist scheinths ganz unter die Mucker gegangen! Die Bibel, das alte Buch — wer hält denn in unserer modernen Zeit diese Lehren im Ernste noch? — Und sieh, heute begegneten mir auch viele Erntewagen, und ich dachte so bei mir: die Leute fangen doch endlich an, vernünftig zu werden; sie haben ganz recht; wenn heute oder morgen früh ein Hagelwetter käme, so hätten sie ihre Garben doch daheim. Christus sagt ja auch: wenn ein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt am Sabbat u. s. w.“ — „Nun, mit einem lebenden Wesen kannst Du doch die Maschine nicht vergleichen, und daß viele meiner Mitbürger Erntearbeiten heute thun, das ist sehr traurig, denn das Wetter sieht gerade heute ganz beständig aus. Es gibt freilich in unseren Tagen Leute genug, denen jeden Sonntag der Esel in den Brunnen fällt. Wer aber heute ohne alle Not sein Getreide schneidet oder einfährt, der holt sich, meine ich, auf unerlaubte Weise sein Brot, und unser Herrgott kann ihm den Segen in der Scheune noch nehmen.“ — „Ach was, unser Herrgott, das thun Naturkräfte! Die Leute werden nach und nach gescheiter und nehmen mit diesen den Kampf auf; ich sage Dir, es muß ganz anders werden, und glaube mir nur, wir erleben es noch — eine völlige Umwälzung und Neugestaltung aller Verhältnisse.“ — Ich ließ mich darüber in kein weiteres Gespräch ein, in politischer und religiöser Hinsicht waren wir nie einer Gesinnung gewesen. „Wir wollen darüber nicht streiten, Du verlässest Deinen Standpunkt eben so wenig, als ich den meinen; doch eine Feindschaft soll es deshalb nicht geben zwischen uns,“ sagte ich, indem ich ihm die Rechte bot und mit der Linken seine Werkzeuge wegnahm. — „Ah! — nun verstehe ich erst recht,“ rief er stuzend. Eilig, ohne weiter ein Wort zu reden, packte er die Werkzeuge ein, warf den Lederkoffer zu, zog seinen Rock an, nahm den Hut und schritt zur Thüre. Ich ergriff seinen Arm und bat: „So scheiden wir nicht, Du nimmst zuvor einen Imbiß und erzählst mir von Deiner Familie.“ — „Wenn ich Deine Maschine zuvor richten darf, so thue ich beides, sei nicht engherzig, alter Kamerad!“ Ich ließ seinen Arm fahren, ich durfte nicht

nachgeben. „So bleib eben auf Deinem lächerlichen Standpunkt — lebe wohl!“ rief er mir nach. Ich leugne nicht, ich bedauerte es sehr und es war mir leid, ihm vor den Kopf gestoßen zu haben — allein meine Gedanken und mein Gewissen waren doch ruhiger, als wenn ich aus freundschaftlicher Rücksicht meinen Standpunkt verlassen hätte.

Wenige Tage nach diesem Vorfall kam mir eine Schrift zu Gesicht, in welcher die Frage der Sonntagsheiligung behandelt und neben dem Zeugnis der heil. Schrift auch manches gute Wort von berühmten Männern zu gunsten der Sonntagsruhe angeführt ist. Ich bedauerte ein wenig, daß diese Schrift nicht schon einige Tage vorher in meine Hände gekommen war, denn ich hätte daraus noch manche kräftige Waffe gegen meinen Gast und seinen „modernen“ Standpunkt ins Feld führen können. Es ist ja leider so bei diesen Leuten, daß sie das Wort eines in der Welt berühmten Mannes höher achten, als das schlichte, ehrwürdige Gotteswort. Ein solches Wort nun ist das Wort des berühmten englischen Geschichtsschreibers Macaulay, der über die Sonntagsruhe sich also ausspricht: „Wir sind nicht ärmer, sondern reicher geworden, weil wir viele Menschenalter hindurch von unserer Arbeit unter sieben Tagen an einem ausgeruht haben; dieser Tag ist nicht verloren. Während der Gewerbesleiß eine Pause macht, der Pflug in der Furche still liegt und kein Rauch aus der Fabrik aufsteigt, geht unvermerkt ein Prozeß vor sich, der für den Reichtum der Nationen ebenso wichtig ist, wie irgend ein Prozeß, der sich an geschäftigeren Tagen vollzieht. Der Mensch, die Maschine der Maschinen, mit der verglichen alle die scharfsinnigen Erfindungen eines Watt u. a. nichts bedeuten, wird repariert und aufgezoogen, so daß er am Montag mit klarem Verstande, mit lebhafterem Geiste und erneuter Körperkraft zu seinen Arbeiten zurückkehrt. Niemals werde ich glauben, daß das, was eine Bevölkerung stärker und gesunder, klüger und besser macht, sie schließlich ärmer machen kann.“ Der Mann hat recht, dachte ich: hat eine Maschine von Stahl und Eisen immer wieder nötig, repariert zu werden, um wie viel mehr der Mensch, der ja so unendlich viel feiner und wunderbarer gebildet ist und doch so schweren Schaden durch die Sünde erlitten hat. Und wie geschieht diese Reparatur? Nicht anders, als daß er immer wieder von der irdischen Arbeit hinweg seinen Sinn aufs Himmlische richtet, seinem Schöpfer und dem Wirken Seines Geistes stille hält und seine Seele stärkt und neu verjüngt in dem erfrischenden Bade der Versenkung in Gott und Gottes Wort. Und dazu gerade ist uns der Sonntag gegeben. Ja wir alle brauchen eine gründliche Reparatur, keiner ist davon ausgeschlossen, der aber am wenigsten, der sie für überflüssig hält.

### Buchstäblich erfüllt.

In dem Dörfchen S. in der Mark Brandenburg war die Jugend vor einigen Jahren recht ungezogen, und es herrschte ein böser Geist in ihr. Die große Verwilderung entstand hauptsächlich durch die Kinder solcher Eltern, die fast täglich im Wirtshaus zu finden waren und hier über Religion und Obrigkeit zu Gericht saßen. Gut erzogene Kinder wurden mit verführt und übertrafen oft noch ihre Verführer an Bosheit.



Der Geistliche und der Lehrer, so treu und tüchtig sie auch ihres Amtes warteten, vermochten doch nicht, dem Uebel zu steuern. Der Schmied des Ortes fürchtete, auch seine Kinder möchten mit in den Strudel des Verderbens gezogen werden. Um dies zu verhindern, versammelte er seine ganze Familie des Sonntags nachmittags um sich und las derselben eine Ermahnung aus Gottes Wort vor. Dann erst durften die Kinder zu ihren Spielen ins Dorf gehen. — Zu den übermütigsten Burschen gehörte der Sohn der Witwe N. Das Treiben desselben erfüllte sie mit tiefem Kummer, und sie suchte deshalb nach Hülfe. Es wurde beschlossen, den jungen N. zum Besuche der Hausandachten des Schmiedes, der sein Vormund war, zu bewegen. Hatte er sich aber schon gegen den Kirchenbesuch gesträubt, so begrüßte er diese Aufforderung mit Hohnlachen. „Was? zu den Betbrüdern soll ich?“ rief er höhrend aus; „lieber will ich ins Tollhaus, als in solche fromme Gesellschaft!“ Die Mutter war zu schwach, sie konnte nichts ausrichten. — Jahre vergingen; N. war zu einem Tischler in die Lehre gekommen, und dann Geselle geworden. Er ging nach Berlin, wo er in einer großen Werkstatt Arbeit fand. Eines Tages kam ein fremder Geselle in die Werkstatt und sprach um ein Geschenk an. Alle Anwesenden verabsolgt den üblichen Zehrpfennig, nur unser N. nicht. Darüber geriet er mit seinem Nebenmann in Streit, der bald in eine Schlägerei ausartete. N. erhielt dabei einen Hieb auf den Kopf und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Wohl heilte die Wunde bald; aber sein Geist blieb unnachtet. Er hatte eine Gehirnerschütterung davongetragen. Heute befindet er sich im Irrenhause zu E.; doch hoffen die Aerzte, daß der Tod ihn bald erlösen wird. — „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

### Der Leibkutscher des alten Fritz.

Jahrzehnte lang hatte der König auf all seinen Reisen und Fahrten denselben Leibkutscher, dessen Verlässlichkeit ebenso groß als seine Grobheit war, wie die Leute behaupteten. Immer, wenn der König ausfuhr, so nahm Pfund, so hieß jener, gewöhnlich den Mantel des Herrschers und legte ihn neben sich auf den Kutschsitz. Trat während der Fahrt ein Umschwung in der Bitterung ein, kühlte sich die Luft ab oder regnete es, dann hielt Pfund in aller Gemütsruhe sein Gefährt an und legte ohne weiteres, natürlich mit großen Umständlichkeiten dem König den Mantel um. Dieser hatte sich solchen Dienst von seinem Kutscher des öfteren verbeten; Pfund hörte nicht darauf. Endlich that der König ein Machtgebot — es sei nun das letzte Mal gewesen. Da sprach der König in strengem Ernste: „Hör Er, Pfund! für den Ungehorsam kommt Er 24 Stunden nach Spandau! Für seine Liebe und Sorgfalt um mich läßt Er sich gleich nach seiner Rückkehr von Spandau 300 Dukaten aus meiner Privatschatulle zahlen!“

### Aus nah und fern.

L. — Der Reichstag soll am 18. Novbr. zusammentreten. Seine erste Arbeit wird die Beratung des Reichshaltshaushalts sein, in dem besonders der Etat des Auswärtigen Amtes eine Reihe von neuen, durch die Erweiterung unserer kolonialen Beziehungen hervorgerufenen Aufstellungen erhalten soll. Eine hervorragende Stellung werden diesmal auch die auf unser Heerwesen bezüglichen Vorlagen einnehmen. Die sieben Jahre, während deren eine feste Ziffer der Heeresstärke von den gesetzgebenden

Gewalten vereinbart worden war, das sog. Militärsystem, gehen zu Ende und es müssen daher neue Vereinbarungen getroffen werden. Es verlautete eine zeitlang von einem Entwürfe der Regierung, wonach die Stärke des stehenden Heeres auf eine unbegrenzte Zeit festgestellt und erst dann wieder dem Reichstag eine Erhöhung vorgeschlagen werden sollte, wenn die fortschreitende Vermehrung der Bevölkerung auch wieder eine Erhöhung der Friedensstärke, der sog. Präsenz-ziffer, nötig machen würde. Die Reichsverfassung hat das Verhältnis der Friedensstärke des Heeres bis 1874 auf ein Prozent der Bevölkerung bestimmt, dasselbe aber nicht als ein bleibend notwendiges erklärt, sondern von da ab der Vereinbarung der gesetzgebenden Faktoren überlassen. Die Nachricht von jenem Regierungsvorschlage, der heiße Kämpfe im Reichstage herbeigeführt haben würde, ist amtlich für irrig erklärt worden. Sie habe nicht die Absicht, für die Heeresstärke eine andere gesetzliche Grundlage zu schaffen. So wünschenswert auch eine Verringerung der Militärlast wäre und so schwer auch die Küftung drücken mag, in die unser Volk wie die übrigen festländischen Militärstaaten geküßt ist, so ist doch die politische Lage Europas am wenigsten dazu angethan, eine Erleichterung in dieser Hinsicht zu ermöglichen. Kein Patriot wird dazu die Hand bieten können in einer Zeitlage, wo so viel schweres Gewölk über unserem Vaterlande lagert. Alle Staaten sind mit angepanntem Wettstreit auf militärischem Gebiete thätig. Sie suchen ihre Waffen und Heereseinrichtungen zu verbessern, man stümt auf neue Zerstörungsmittel und neuen Schutz gegen dieselben. In Frankreich will man neue Bomben und Torpedos mit unwiderstehlich vernichtender Gewalt erfunden haben. In unserem Heere ist ein neues Gewehr, das Repetiergewehr, in der Einführung begriffen, mit dem die ganze Armee bewaffnet werden soll. Andererseits herrscht auch eine nicht weniger große Thätigkeit auf dem Gebiete der Kranken- und Verwundetenpflege im Kriege und auch darin wird im Frieden der Krieg im Auge behalten. Das Centralkomitee der Vereine vom „Roten Kreuz“ hat mit dem Rauhen Hause einen Vertrag zur Ausbildung von Krankenpflegern geschlossen und der Johanniterorden beabsichtigt, Frauen und Jungfrauen auf seine Kosten eine 6monatliche Ausbildung in einem Krankenhause anzubieten, wenn sie für den Kriegsfall als Pfliegerinnen eintreten wollen.

Aus Rom wird gemeldet, daß der P a p s t die Veröffentlichung seines bekannten Belobigungsschreibens an die Jesuiten mißbilligt habe, obgleich bei der straffen römischen Disziplin nicht wohl anzunehmen ist, daß dies wirklich gegen den Willen des Papstes geschehen konnte. Wie dem auch sei, so wird dadurch an der Thatsache nichts geändert, daß die jesuitische, d. h. die auf Ausrottung des Protestantismus und auf Vertilgung des durch ihn vertretenen christlichen Wahrheitsgewissens ausgehende Richtung gegenwärtig in der römischen Kirche völlig die Oberhand hat. Unablässig wird in der ganzen ultramontanen Litteratur darauf hingearbeitet, den Katholiken einzureden, daß der Protestantismus die Wurzel aller Uebel, das Papsttum hingegen die Quelle alles Segens sei: Luther sei nichts anderes, als ein ehrgeiziger, eidbrüchiger, wollüstiger Mönch gewesen, seine Bibelübersetzung ein Werk voller Fehler und Fälschungen, die evangelische Heidenmission könne die Heiden nur schlechter machen, das Diakonissenwerk sei nur eine mißlungene Nachäffung römischer Liebesthätigkeit u. dgl. Alle Widerlegung und Nichtigstellung prallt an dieser ehernen Mauer ab, mit der die römische Welt umzogen wird, dabei bricht in vielen jener Preßzeugnisse eine Tonart durch, die eine anständige Verhandlung unmöglich macht. Als Probe der ausschweifenden Erwartungen, denen man sich in jenem Lager hingibt, und des Fanatismus, der dort seinen Wohnsitz hat, möge hier nur folgende Stelle eines aus Veranlassung des Düsseldorf-Gustav-Adolf-Festes dem Vorsitzenden des Vereins zugekommenen Schreibens stehen: „Die Welt ist unbestrittenes Eigentum Gottes; jede Scholle Erde gehört Gott; Fürsten und Kaiser sind demnach nur von Gottes Gnaden und haben eigentlich nur Ehrenstellen. Nicht also der P a p s t, der Stellvertreter Gottes. Ihm gehört nicht Rom allein, sondern die ganze Welt anstelle Gottes. Er hat die Pflicht und das Amt, selbst die Könige richtig zu leiten, weil er vermöge seiner göttlichen Weisheit die Lage der Welt besser überschauen kann. Wenn die Welt wieder in Ordnung gerückt sein wird, dann wird auch Hohenzollern seine stolzen Erben in Rom krönen lassen, und der Katholik wird die Wache am Kaiserthum beziehen, der Katholik, dessen Kirche allein imstande ist, die Nation vom Untergang zu retten.“ Derartige Stimmen sind auch ein Zeichen der Zeit.

In Madrid sind die zum Tode verurteilten Verschwörer auf speziellen Wunsch der Königin zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt worden. Das macht zwar ihrem Herzen Ehre, erhöht aber die Schwierigkeiten ihrer Lage, da das Ministerium



die Verantwortung für diesen Schritt, durch den seiner Auffassung nach die Gesetze durchbrochen und nur neue wiederholte Verschwörungen und Umsturzversuche ermutigt würden, abgelehnt und seine Entlassung genommen hat.

Die gespannte Lage in **Bulgarien** spitzt sich zu einer Entscheidung zu. Der russische General Kaulbars hat durch sein barsches Auftreten und die Einschüchterungsversuche, die er in Sofia und andern Orten machte, seinen Zweck, die Bulgaren gegen die russische Oberherrschaft gefügig zu machen, nicht erreicht, sondern sie gründlich vor den Kopf gestoßen. Es regt sich allenthalben zugunsten der bulgarischen Unabhängigkeit. Der ungarische Ministerpräsident Tisza hat sich dahin ausgesprochen, daß die österreichisch-ungarische Monarchie ihr Bestreben und ihren Einfluß dahin richten müsse, daß eine mit den Verträgen nicht übereinstimmende Festsetzung einer Schutzherrschaft oder eines bleibenden Einflusses einer einzelnen fremden Macht nicht platzgreife. Auch der englische Minister ist aus seiner Rolle des passiven Zusehens herausgetreten. Die Russen haben nunmehr ihre diplomatischen Beziehungen zur bulgarischen Regierung abgebrochen und man muß abwarten, welchen Ausgang diese Krisis nehmen wird.

— Die evangel. Gemeinde zu **Elversberg** hat von dem holländ. Gustav-Adolf-Verein, welcher am 5. und 6. d. Mts. zu Amersfoort sein Jahresfest feierte, 680 M. zum Kirchbau geschenkt bekommen.

— **Friedrichsthal.** Nachdem Herr Pfarrer de Wyl auf Grund vollzogener Gemeindevahl zum hiesigen Pfarrer seitens des königlichen Konsistoriums ernannt worden ist, wird derselbe am Donnerstag, den 21. Oktbr., nachmittags 3 Uhr, durch den Herrn Superintendenten Zilleßen in sein neues Amt feierlich eingeführt werden.

— (**Kirchliche Versammlung.**) Am Mittwoch, den 20. Oktbr., nachmittags 3 Uhr, wird in Vereinshaufe zu **Barmen** eine Versammlung kirchlich gesinnter Männer mit der Tagesordnung: „Größere Selbständigkeit der evangel. Landeskirche und reichlichere Dotation derselben“ stattfinden, zu welcher 480 evang. Männer Rheinlands und Westfalens eingeladen haben. Einleitende kürzere Vorträge haben die Herren Dr. jur. Fromein-Elberfeld, Pfarrer Benter-Kirchberg, Sup. Müller-Oberfischbach, Sup. Schmalenbach-Mennighüffen zugesagt und zwar über 1) Pflicht und Interesse des Staats an der Herbeiführung größerer Selbständigkeit der evang. Kirche; 2) die Dotationsfrage; 3) die Mitwirkung der Synodalvorstände bei der Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter und der theologischen Professuren und 4) Bilariate und Predigerseminare. Wir hoffen, daß diese Versammlung die alten wohlbegründeten Forderungen der rhein.-westfäl. Kirche, namentlich in bezug auf größere Selbständigkeit gegenüber der Staatsgewalt, nachdrücklich geltend machen wird.

— In Halle wurde am 20. Septbr. ds. J. in der weltbekannten v. Canstinschen Bibelanstalt in den Französischen Stiftungen die tausendste Auflage der Bibel in der bekannten Oktav-Ausgabe vollendet. Seitens des Druckereipersonals wurde dieses Ereignis durch Bekränzung der Druckerpresse gefeiert.

— Vor einem Jahre schrieb die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Preisfrage aus: „Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit?“ Es waren 64 Arbeiten eingelaufen, deren eingehende Prüfung den Urteilspruch bis zum 1. September d. J. verzögerte. Da von verschiedenen Seiten die Meinung vertreten war: der Neger arbeite nur gezwungen, eine gemäßigte Sklaverei sei für den Neger das Passendste, und da sich eine lebhafteste Polemik an diese Äußerungen geknüpft hatte, so erwartete man mit Spannung das Ergebnis dieses Versuches der Lösung. Das aus den Herren Professor Dr. Schweinfurt-Kairo, Generalkonsul Dr. Gerhard Rohlf's-Weimar und Dr. Paul Reichard-Berlin, anstelle des ausgeschiedenen Dr. Fabri, bestehende Preisrichter-Kollegium erkannte als die beste Arbeit, des ersten Preises von 1000 M. würdig, die des Missions-Superintendenten Merensky in Berlin, welcher ein entschiedener Gegner der Sklaverei und jeden direkten Zwanges ist, dem sich der freie Schwarze niemals auf die Dauer fügen wird. Der Schwarze soll vielmehr nach dem von Merensky empfohlenen System ermuntert werden, seine Arbeitskraft als freier Arbeiter bei Europäern zu verwenden, wenn er auch nicht Unterthan der Kolonialregierung, sondern eines unabhängigen Häuptlings ist.

— (**Pfarrherren auf dem Velociped**) sind auch eine allerneueste Zeiterscheinung, vielen Leuten anstößig, aber doch immer häufiger. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas zählt man schon beinahe 300 geistliche Velocipedisten, darunter über 20 Doktoren und Professoren der Theologie, viele hervorragende Pastoren, wie den berühmten Erweckungsprediger Pentecost

in Brooklyn u. s. w. In England, in Liverpool z. B., kann man ebenso Pfarrer verschiedener Gemeinschaften, darunter von den frömmsten und eifrigsten, auf diesem Fahrzeug durch die Straßen fliegen sehen zu Komiteefitzungen, Krankenbesuchen u. s. w. Auch im Schweizerlande hört man bereits da und dorthin von einem Pfarrer, der sich desselben bedient, um „aufs Filial“ zu kommen, in einer verwaisten Nachbargemeinde auszuhelfen, überhaupt rascher seine Amts- und Privatwege zurückzulegen. Und wir sehen nicht ein, warum Pfarrer nicht auch hierauf das Wort sollten anwenden dürfen: „Alles ist euer!“ Zum Sport allerdings darfs nicht werden, soll nicht Zeit verlieren, sondern Zeit gewinnen lassen für das, was not thut.

— (**Eine schwimmende Kapelle**) hat die unierte Presbyterianer-Kirche Schottlands irgendwo errichtet, nicht etwa für Fischer oder Schiffer, für die man da und dort Schiffe zu Kirchlein eingerichtet, sondern für eine eigentliche kleine Gemeinde auf der Insel Arran. Es sollte derselben ein Kirchlein auf der Insel selbst erbaut werden; aber der Graf von Hamilton, dem wies scheint die ganze Insel zu eigen gehört, verweigerte den Dissidenten, die nicht zur Staatskirche gehören, jeden Landankauf. Darauf entschloß man sich, eine schwimmende Kapelle herstellen zu lassen, die in der Bai von Lamslash vor Anker liegen soll, und wohin die Gläubigen sich in Booten begeben können, wenn Sonntags die Glocke vom Großmast sie zu Gebet und Predigt rufen wird. Die schwimmende Kapelle ist ein Zeugnis, wie Christenmenschen können engherzig sein, aber auch wie sie sich müssen zu helfen wissen.

— (**Die soziale Frage.**) Ist sie zu lösen? Der demokratische Geschichtsschreiber Scherr sagt: Nein! „Kein Mensch kann sie lösen,“ meint er, „nur ein Gott vermöchte das, der vorher die Menschen — Arbeitgeber wie Arbeiter — in Engel verwandeln müßte.“ Das ist aber gar nicht nötig, daß die Menschen in Engel verwandelt werden. Es genügt vollständig, daß sie Christen, daß sie Gottesmenschen werden. Und dazu wirkt das Evangelium als eine altbewährte Kraft Gottes. Darum laßt das Evangelium in die Häuser und Herzen eindringen, so helst ihr mit, die soziale Frage zu lösen.

— (**Ein Perserkönig**) der alten Zeit hat einmal drei weise Männer gefragt, was wohl das größte Elend auf Erden sei. Der erste antwortete: „Das Alter, das Greisenalter, begleitet von körperlicher und geistiger Schwäche, von Armut und Krankheit, das ist das größte Elend.“ Der zweite sagte: „Arm und hoffnungslos krank und dabei ungeduldig zu sein, ist noch schlimmer; die Ungeduld ist das größte Elend.“ Der dritte entgegnete: „Noch fürchterlicher ist es, seinen Tod vor Augen zu sehen und zu wissen, daß man sein Leben unnütz zugebracht und nichts für die Ewigkeit gethan hat; das ist das größte Elend.“ Der König urteilte: „Der dritte hat das rechte getroffen, er verdient den Preis.“

— (**Zum Nachdenken.**) Gott verordnet jedem Tage seine Plage, daß wir lernen unser Teil nicht hienieden suchen, sondern droben. Jede Trübsal, die an unsere Thür pocht, hat einen Gruß, und der heißt: nur selig! Wenn die Lektion in Gottes Schule gelernt ist, so hat diese Schulstunde ein Ende. Dann kommen andere Lektionen an die Reihe; und die Schule des Lebens ist erst aus, wann wir heim dürfen. Abwechselnd sind die einen Stunden in der Schule Gottes leichter, die andern schwerer. Die Singstunde ist leichter, als die Lektion in der Naturgeschichte des eigenen Herzens oder als das Rechnen mit unbekanntem Größen. Die heilige Rechenkunst heißt: Glauben! Mit viel Mühe kann und muß der Glaube die 4 Spezies lernen: zuerst addieren, indem er zu jeder Not und Verlegenheit den allmächtigen Gott hinzu addiert; da kommt eine Summe heraus, daß du merkst: es langt; dann subtrahieren: in jeder Trübsal muß der Glaube den morgenden Tag abziehen, nur heute noch aushalten, nur heute noch treu sein, der morgende Tag wird für das Seine sorgen; wenn der Christ nur wenig hat, dann multipliziert der Glaube mit dem Segen Gottes, und dann kommt heraus: sie wurden alle satt. Endlich lernt der Glaube auch dividieren: wenn der Glaube in alles, was ihm widerfährt, mit: „eins ist not“ hineinindividuiert, so kommt die selige Wahrheit heraus, daß ihm alle Dinge zum besten, zur Seligkeit dienen müssen.

### Bibelkalender.

<b>Evang.:</b> Luc. 14, 1—11.	<b>Epist.:</b> Eph. 4, 1—6.
<b>Morgens.</b>	<b>Abends.</b>
Sonntag, 17. Okt.: Psalm 76.	Psalm 148.
Montag, 18. " Joh. 4, 1—15.	Esra 4.
Dienstag, 19. " " 4, 16—26.	" 5.
Mittwoch, 20. " " 4, 27—42.	Esra 6, 1—12.
Donnerst., 21. " " 4, 43—54.	" 6, 13—22.
Freitag, 22. " " 5, 1—16.	Eph. 1, 1—14.
Samstag, 23. " " 5, 17—29.	" 1, 15—23.



**Gottesdienste.**

17. Sonnt. n. Trinit., 17. Oktober 1886:  
(Kollekte für dürftige Studierende der ev. Theologie zu Bonn.)  
Saarbrücken. Schloßkirche 9 Uhr: Pfr. Fenner. Schloßkirche 10 Uhr: Pfr. Engel. Schloßkirche 2 Uhr: Pfr. Zidwolff. — St. Johann. 10 Uhr: Pfr. Jhe. 2 Uhr: Pfr. Dörmer. — St. Arnual. 10 Uhr (h. Abendmahl; Beichte 1/2 10 Uhr). — Bübingen. 2 Uhr. — Brebach. 1/2 9 Uhr: Sup. Zilleßen. — Kölln. 8 1/4 Uhr. — Sulzbach. 9 Uhr: Pfr. Wagner. 10 1/4 Uhr: Hülspr. Merd. 2 Uhr: Hülspr. Merd. — Friedrichsthal. 1/2 11 Uhr. Donnerstag, den 21. Oktober, nachm. 3 Uhr (Einführung des Herrn Pfarrer de Wyl). — Neunkirchen. Untere Kirche 10 Uhr: Pfr. Niehn. Obere Kirche 6 Uhr: Pfr. v. Scheven. (Beerdigungswoche: Pfr. v. Scheven.) — Wellesweiler. 10 Uhr: Pfr. Hothöfer. — Elversberg. 1/2 9 Uhr. — Ottweiler. 10 Uhr: Pfr. Simon. 1/2 2 Uhr: Oberpfarrer Zidwolff. — Trier. 10 Uhr: Div. Pfr. Hoffmann. 3 Uhr: Pfr. Dr. Schumann. (Amtswoche: Pfr. Dr. Schumann.) — Idar. (Erntedankfest.) 1/2 10 Uhr (Abendmahlsfeier; Beichte 9 Uhr): Pfr. Werner. — Kirschweiler. 10 Uhr: Pfr. Roth. (Amtswoche im Stadtbezirk: Pfr. Werner; im Landbezirk: Pfr. Roth.) — Sötern. 1/2 11 Uhr. 2 Uhr: Missionsgottesdienst. — Bosen. 1/2 9 Uhr.

Je länger, je lieber rauchen viele den holländ. Tabak von B. Becker in Seesen a. Harz. 10 Pfd. selo. 8 M.

Harmoniums, vorzüglicher Qualität, liefert sehr billig  
C. Rietheimer, Stuttgart.

Einen vorzüglichen und wohl-schmeckenden **Mauchtabak** versende in 10-Pfund-Säckchen, Mittelschnitt zu 7 M., Feinschnitt zu 8 M., **franko** gegen Nachnahme. Desgleichen gilt auch für Rolltabak. Garantie — Zurücknahme!

**Chr. Altpeter, Tabakfabrik,** Heusweiler b. Saarbrücken.

**Neuchustentropfen** von ausgezeichnete Wirkung versendet nebst Broschüre Apotheker Zimmermann in St. Abold (Lothringen) franko gegen Einsendung von M. 1,50 oder mittelst Postvorschuß.

**Billigste Bezugsquelle** in **Herrn-, Damen- & Kinder-Stiefeln** bei **Johann Kehl,** Neunkirchen, Bahnhofstraße 31.

**Damen-Mäntel**  
**Gardinen**  
**Manufaktur- und Modewaren**  
**Tisch- und Bettdecken**  
**Teppiche**  
**Unterröcke**

Beste und billigste Bezugsquelle für schwarze Cashemire.

**Arthur Leonhardi**

St. Johann-Saarbrücken,  
47 Bahnhofstraße 47.

Chemische Wäscherei & Färberei.

**Posamenten**  
**Handschuhe**  
**Näh- und Besatz-Artikel**  
**Corsets**  
**Tücher & Dächer**  
**Schirme.**

**Konferenz** der Kleinkinder-Lehrerinnen: Samstag, den 23. Oktbr., in Zweibrücken.

**Angeborene Stellen.**

Ein evang. kräftiges Mädchen für Hausarbeit zum 1. Nov. gegen guten Lohn nach Neunkirchen gesucht. Adresse vermittelt geg. Freimarke Pfr. Niehn. [187]

**Lehrling gesucht.**

Ein ordentl., braver Junge kann unter günstigen Bedingungen bei mir in die Lehre treten.

**Meh. Lingener, Friseur,** Saarbrücken, Eisenbahnstr.

St. Johann, Saarstraße 13, wird ein Mädchen gesucht.

Ein im Kochen und allen Hausarb. erfahrenes ev. Mädchen zu Weihn. für eine kleine Familie gef. (frühere Mädchen waren 5-10 J. dort). Adresse vermittelt geg. Freimarke: Pfarrer Niehn. [195]

Zum baldigen Eintritt wird ein braves Mädchen, das nähen und bügeln kann und die Pflege eines kleinen Kindes übernehmen muß, gesucht. Adresse vermittelt gegen Freimarke: Pfarrer Niehn.

**Lehrling gesucht.**

Ein Tuch-, Manufaktur- und Wollwaren-Geschäft in Saarlouis sucht zu sofort. Eintritt einen mit den nötigen Schulkenntnissen versehenen Lehrling aus achtbarer Familie. Adresse vermittelt gegen Freimarke: Pfarrer Niehn.

Zur Führung einer bürgerlichen Haushaltung mit 3 Kindern von 7 bis 11 Jahren wird eine Person, nicht unter 30 Jahren, gesucht. Expedition des Ev. Wochenblattes sagt wo?

Ein zuverlässiges, fleißiges und reinliches Mädchen, das gut putzen, waschen und etwas bügeln kann, schon in besseren Häusern gedient, für gleich oder später gegen guten Lohn gesucht. Näheres zu erfragen Schloßberg 10 in Saarbrücken.

**Gesuchte Stellen.**

Ein evang. Mädchen im Alter von 15 Jahren aus anständ. Familie sucht für sofort Stelle zu Kindern bei einer feinen Familie. Adresse vermittelt geg. Freimarke: Pfarrer Niehn. [196]

**EMMER-PIANINOS**

von 440 M. an (kreuzsaitig), Abzahlungen gestattet. Bei Barzahlung Rabatt und Frankolieferung. Preisliste etc. gratis.

**Harmoniums von 120 Mark.** **Wilh. Emmer, Magdeburg.** Ehrende Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen, Ausstellungs-Patente etc.

**Neunt. Frauen- und Jungfrauen-Missions-Verein:** 20. Oktober, 3 Uhr, im Vereinshaus.

**Mägdeherberge** in St. Johann, Dudweilerstraße 16. Vermittelungen werden Sonntags nicht angenommen oder besoragt.

**Briefkasten.** Diejenigen Agenturen, welche den Kaiserswerther Kalender durch die Expedition des Ev. Wochenblattes zu beziehen wünschen, werden gebeten, ihren Bedarf mit Angabe der Sorten (gewöhnliche à 0,50, mit Papierdurchschossene à 0,60, gebundene à 0,90) hier bis 1. Nov. anzumelden.  
**Die Expedition.**

**Für die Herbst- und Winter-Saison**

empfiehlt sich die Unterzeichnete

**im Anfertigen von Damen- und Kinder-Garderoben.**

Bei schneller Bedienung liefere nur solide Arbeit zu billigen Preisen.

**Firma: A. Wittich, Sulzbach.**

**Amalie Wittich.**

Wirklich feine resp. hochfeine liefern **lacker & Nave,** Hamburg Nr. 3.

Empfehlungen von Lesern des Wochenblattes auf Wunsch zu Diensten.

**Kaffeesorten**

Preise von 9 1/2 Pfund an **franko und zollfrei.**

St. Thomé	Pfd.	90	sch.	geröst.	105
grün Java	"	100	"	"	118
Aspinwall	"	100	"	"	116
Socorro	"	103	"	"	118
Maracaibo	"	104	"	"	119
Manilla	"	105	"	"	120